



St. Gertrudisbote

79. Jahrgang

März 2024

" Die Vision Gottes für diese Welt "

*(Vortrag von Pater Karl Kern SJ,
gehalten in der Reihe „Seligenthaler Gespräche“
zum Thema „Wohin geht diese Welt“ am 25.10.2023)*

Die Vision Gottes für diese Welt

Wohin geht diese Welt? „Die Zukunft soll man nicht voraussehen wollen,“ meinte Antoine de Saint-Exupery, „sondern möglich machen.“ Deshalb stelle ich in meiner ersten Besinnung die Frage: Was sollten Menschen bedenken, die Zukunft im Sinne Gottes ermöglichen wollen?

Auskunft darüber geben die ersten elf Kapitel des Buches Genesis. Diese Urgeschichten sind mythische Erzählungen. Große Mythen deuten die Welt und die Grundfragen des Menschen, und zwar durch Geschichten, die nie passiert sind und die immer passieren. Die ersten Kapitel der Bibel erzählen von einem Ur-Anfang und gleichzeitig von der Vollendung. Sie erzählen von der Sehnsucht, vom Traum Gottes für diese Welt. Die Spannung zwischen Ideal und faktischer Realität bestimmt diese Geschichtenfolge. Man muss sie als Einheit, als sich gegenseitig bedingenden Erzählkranz deuten.

Das Gedicht in Gen 1, das die Schöpfung als Siebentagewerk Gottes nachzeichnet sagt: Gott hat ein geordnetes Lebenshaus geschaffen und der Mensch, gleichwertig als Mann und Frau nach dem Bild Gottes geschaffen, sollte Sachwalter Gottes und damit für die harmonische Ordnung der Welt verantwortlich sein. Das Ziel alles Geschaffenen ist der siebte Tag, der Tag der Ruhe, der Feier, des Dankes. Er ist Symbol dafür, dass der weltjenseitige Gott in dieser Welt geheimnisvoll gegenwärtig ist.

Der ältere Schöpfungsbericht in Genesis beschreibt in archaischen Bildern eine ähnliche Vision: Die Welt, ein wunderbarer Garten, der Mensch – noch nicht der Mann, sondern Adam, der Erdling – ist von Gott mit einem paradiesischen Garten beschenkt, doch als Einzelwesen fühlt er sich einsam. Gott selbst kommt dieser Sehnsucht zu Hilfe und erschafft ihm die Tiere und schließlich – als Erfüllung seiner Sehnsucht nach Ergänzung – die Frau. Jetzt erst ist Adam „Isch“, der Mann, weil ihm „Ischa“, die Frau, Eva, zur Seite gegeben ist. Die körperlich-seelische Einheit der beiden – in der Sprache der Bibel: „Die Zwei werden ‚ein Fleisch‘“ – ist der Zielpunkt, die Vollendung des gesamten Schöpfungswerkes.

Das ist eine wunderbare Vision: Gott, der die Welt dem Menschen als blühenden Garten übergeben hat, den es zu hegen und zu pflegen gilt, Gott, der in der Liebeseinheit von Mann und Frau den Zielpunkt der Schöpfung gesetzt hat. Der Mensch sollte leben unter den Augen eines gütigen Gottes: in Einklang mit sich, mit dem Mitmenschen und mit allem Geschaffenen. Das wäre eine umfassende ökologische Vision. Ist das nicht ein tiefer Traum, der in jedes Menschenherz hineingelegt ist?

Den Gegenpol zu den ersten beiden Kapiteln bilden die Kapitel 5 bis 10. Es ist die Geschichte der großen, vernichtenden Flut. Diese Flut ist Symbol für das Chaos, in das die Welt versinken kann, wo Gott doch am Anfang das Chaos geordnet und ‚Kosmos‘ geschaffen hat. Im 6. Kapitel heißt es lapidar: „Der Herr sah, dass auf der Erde die Schlechtigkeit des Menschen zunahm und dass alles Sinnen und Trachten seines Herzens immer nur böse war...“ Da die Erde voller Gewalt ist, ist sie dem Untergang geweiht, und das wird drastisch geschildert in der Geschichte von der Sintflut. Doch Noach, „ein gerechter, untadeliger Mann“ findet Gnade. Er rettet das Werk Gottes. Mit ihm setzt Gott einen neuen Anfang. Der Regenbogen ist nach überstandener Flut das Zeichen, dass Gott seiner Erde treu bleibt und mit allem Geschaffenen einen Bund schließt.

In den beiden Polen „Paradiesesgarten“ und „Flut“ zeigt sich die labile Balance unserer Erde. Die Botschaft dahinter lautet: Gott verbündet sich mit denen, die inmitten der universalen Schlechtigkeit und Gewalt einen neuen Anfang wagen und das Leben und die Erde retten so wie Noach.

Der Abfall von der ursprünglichen Vision Gottes beginnt schon im Paradies. Die Schlange sät ins Herz der Menschen das Misstrauen gegen Gott. Er hatte ihnen den wunderbaren Garten ganz übergeben, nur vor der geheimnisvollen Mitte allen Lebens, dem Baum des Lebens, sollten sie sich in Ehrfurcht verneigen und darum nicht von dieser geheimnisvollen Frucht essen. Das Geheimnis der Mitte darf keinem menschlichen Zugriff ausgeliefert sein! Man kann es nur dankbar staunend verehren.

Doch die Schlange verdreht die Aussagen Gottes: „Hat Gott wirklich gesagt: Ihr dürft von keinem Baum des Gartens essen?“ Mit der Lüge wird Misstrauen gesät. Es kommt zur Entfremdung gegenüber dem gütigen Gott. Das Verderben der Menschheit nimmt seinen Lauf. Das Paradies geht verloren. Im vierten Kapitel, in der Geschichte von Kain und Abel, wird grell deutlich, dass die Menschen Brüder sein sollten, doch durch Eifersucht und Hass in den Sog der Gewalt geraten. Gott versucht zwar immer wieder, Kain zum Guten zu bewegen, schützt ihn am Ende gar, jedoch das Verhängnis des Brudermords zeugt sich fort in der Menschheitsgeschichte.

Adam erkennt noch einmal seine Frau. Sie gebiert einen Sohn, Set, übersetzt: „Setzling“. Dieser zarte Setzling hat wieder einen Sohn, Enosch, „Menschlein“ genannt. In dieser Ahnenreihe steht Jesus von Nazareth, der Menschensohn, der inmitten einer gar nicht paradiesischen Welt in seiner Person ein neues, unüberbietbares Zeichen dafür setzt, dass Gott es mit dieser Welt gut meint und sie der Vollendung, dem Paradies der Zukunft, entgegenführen will.

Die letzte der Urgeschichten, die Erzählung vom Turmbau zu Babel, will deutlich machen: Der Versuch des Menschen, eine Einheitskultur, einen Einheitsstaat herzustellen, ist von vorneherein zum Scheitern verurteilt. Gott will die Vielfalt der Sprachen, Kulturen und Staaten und in all dem soll es menschlich zugehen.

Sie sehen: In alten Geschichten wird uns hier eine die Zeiten überdauernde, zukunftsgerichtete Vision unserer Welt vor Augen gestellt – damit wir unseren Beitrag leisten, die Zukunft Gottes ermöglichen.

Die Friedensvision des Papstes in „Fratelli tutti“ (2020)

Am 04.02.2019 erklärten Papst Franziskus und der Großimam Ahmad Al-Tayyib, geistiges Oberhaupt von mehr als einer Milliarde Sunniten, „mit Festigkeit, dass Religionen niemals zum Krieg aufwiegeln und keine Gefühle des Hasses, der Feindseligkeit, des Extremismus wecken und auch nicht zur Gewalt oder zum Blutvergießen auffordern“. Dieser epochale Aufruf von Abu Dhabi ist ein interreligiöses Dokument für Frieden, Gerechtigkeit und Geschwisterlichkeit.

Im Schlussakkord des Rundschreibens „Fratelli tutti“ vom 04.10.2020 bezieht sich der Papst auf diese Erklärung vom Jahr zuvor. Er wendet sich mit seiner Enzyklika „an alle Brüder und Schwestern“, um der Menschheit seine Vision von „Geschwisterlichkeit und sozialer Freundschaft“ vorzulegen.

Wahre Religion lebt von der Vision einer universalen Liebe und Barmherzigkeit. Dieser Traum nährt sich aus dem Glauben an den einen Gott, der – nach christlichem Verständnis – Liebe ist und jedem Menschen eine unantastbare Würde verleiht, ob er an Gott glaubt oder nicht.

Wird der Mensch nicht als „Zweck an sich selbst“ (I. Kant) verstanden, breiten sich die modernen Totalitarismen aus, die Papst Franziskus als „Schatten einer abgeschotteten Welt“ im ersten Teil von „Fratelli tutti“ ins Licht rückt:

Populismus als nationale Ideologie, gepaart mit „Formen des Egoismus und des Verlusts des Sozialempfindens“; ein Wirtschaftsmodell des individuellen Konsumismus, das bestimmte Bevölkerungsgruppen und Weltregionen bevorzugt und einen Großteil der Menschheit ausbeutet. Wenn allein der Profit zählt, werden Grundrechte, wird die Gerechtigkeit geopfert. So geht „der Geschmack an Geschwisterlichkeit verloren“. Stattdessen breiten sich nur „Ablenkung, Verslossenheit und Einsamkeit“ aus.

Frieden stiften und sichern, ist ein mühsamer Prozess und erfordert gedulden Einsatz. Ausgangspunkt ist die Einsicht, dass der Wert der globalen Gemeinschaft größer ist als das, was einzelne Gruppen, Schichten, Nationen oder Kulturen wollen. Dahinter steht die Vision der einen Menschheitsfamilie. Der Papst bringt die personale Dimension in die Politik ein.

„Ungleichheit und fehlende ganzheitliche Entwicklung“ von Menschen machen eine Friedensbildung unmöglich. „Ohne Chancengleichheit finden die verschiedenen Formen von Aggression und Krieg einen fruchtbaren Boden.“ Hinter allem steht das Bemühen, das Böse durch das Gute zu überwinden, wie es Paulus im Römerbrief ausdrückt (Röm 12,21). Wut und Rachedgedanken machen die eigene Seele krank und führen zu einer endlosen Kette von Rachefeldzügen.

Dabei heißt Frieden schaffen gerade nicht, Konflikten aus dem Weg zu gehen. Frieden und Versöhnung werden „im Konflikt erreicht, wenn man ihn durch Dialog und transparente, aufrichtige und geduldige Verhandlungen löst“. Auch hier gilt das Grundprinzip: „Die Einheit steht über dem Konflikt.“ Krieg ist nach der Wahrnehmung des Papstes „kein Gespenst der Vergangenheit, sondern ist zur ständigen Bedrohung geworden“. „In unserer Welt gibt es nicht mehr nur ‚Stücke‘ von Krieg in dem ein oder anderen Land, sondern einen ‚Weltkrieg‘ in Stücken, weil die Schicksale der Nationen auf der Weltbühne zutiefst miteinander verflochten sind.“

Angeblich humanitäre, defensive oder präventive Vorwände, begleitet von manipulativer Information, provozieren heute kriegerisches Eingreifen. Franziskus verschärft die Aussagen des Katechismus der Katholischen Kirche, der unter strengen Bedingungen die Möglichkeit einer legitimen Verteidigung mit militärischer Gewalt für vertretbar hielt. Er legt den Finger auf eine „allzu weite Auslegung dieses möglichen Rechts“ und verweist darauf, dass die „Schäden und Wirren“ infolge kriegerischer Handlungen oft „schlimmer sind als das zu beseitigende Übel“.

Der „springende Punkt“ ist: „Durch die Entwicklung nuklearer, chemischer und biologischer Waffen und den enormen wachsenden Möglichkeiten der neuen Technologien“ gerate der Krieg außer Kontrolle und treffe viele unschuldige Zivilisten. Deshalb könne man heute nicht mehr von einem „gerechten Krieg“ sprechen. Krieg ist keine Lösung mehr, sondern „Versagen der Politik und der Menschheit“. Für Franziskus dürfen Frieden und Solidarität „nicht auf ein falsches Gefühl der Sicherheit gegründet sein, auf die Androhung gegenseitiger Zerstörung oder totaler Auslöschung“. Er fordert

die Abschaffung von Atomwaffen und den Aufbau von Strukturen des Vertrauens. Freiwerdende Mittel sollten der Bekämpfung des Hungers dienen. Der Papst setzt auf die Vereinten Nationen, doch vor allem auf das Friedenspotential der Religionen.

„Fratelli tutti“, ein Schreiben, das über die Voraussetzungen und die Ziele einer Friedensordnung nachdenkt, eine visionäre Realutopie für die eine Welt von heute.

Neuer Totalitarismus

Leo J. O'Donovan, Jesuit und ehemaliger Präsident der Georgetown-Universität in Washington, hat im November 2000 bei einer Rede in Berlin eine neue Totalitarismusthese aufgestellt: „Nach dem Ende der obskuranten Totalitarismen der NS-Ideologie, mancher religiösen Fundamentalismen und nach dem Scheitern einer totalitären planwirtschaftlichen Ideologie steuern wir auf einen universalen Funktionalismus zu, von dem wir befürchten müssen, dass er auf neuartige, vielleicht subjektlose Weise totalitär wird.“

Der neue Totalitarismus ist gesichts- und subjektlos. Funktionales Denken erobert seit der Jahrtausendwende in galoppierender Geschwindigkeit alle Lebensbereiche. In rasanter Beschleunigung ist kein Lebensbereich mehr der Machbarkeit entzogen. Der rein funktionale Ökonomismus wurde schon 1981 von Jürgen Habermas als „Kolonisierung der Lebenswelt“ diagnostiziert. Das funktionalistische Nutzenkalkül eroberte den Sport, die Kunst, das Reisen bis hinein in die Welt des Privaten: Alles wird an der Frage ‚Was bringt mir das?‘ gemessen. „Wenn schlechterdings alles funktionalisierbar ist, kann auch alles vom schwarzen Loch des Totalitarismus aufgesogen werden“ (E. Nordhofen). In diesem schwarzen Loch könnten die Würde der menschlichen Person, wenn nicht gar die ganze Schöpfung untergehen. Die Frage nach einem archimedischen Punkt außerhalb des Funktionalismus ist so aktuell wie noch nie. Der Blick auf die Ursprünge des biblischen Glaubens kann uns helfen, die revolutionäre, anarchische Kraft des Monotheismus neu zu entdecken. Denn der von den großen Propheten Israels prokla-

mierte Monotheismus erwuchs aus einer Kritik der funktionalen Götter, mit denen man ein Tauschgeschäft einging, um sie für den eigenen Nutzen und Vorteil oder zur Stabilisierung von Macht und Herrschaft zu gebrauchen. Alle explizit religiösen Vollzüge, die Stille, die Meditation, die Feier, das Fest – sind eine Aktualisierung, ein Üben und Einschwingen ins Transfunktionale, ins Zweckfreie. Die biblische Grundgeschichte der Freiheit, gedeutet für heute, Rituale, die unsere Gegenwart mit dieser biblischen Grundgeschichte verbinden, wären neben Altbewährtem neu zu entdecken. Daraus müsste ein Ethos erwachsen, das sich dem Wohl aller Menschen und dem Erhalt der Schöpfung verpflichtet fühlt. Heute hat die Stunde geschlagen, um den Glauben an den einen Gott neu zu beleben! Nur wenn wir den Himmel offenhalten, bleiben wir der Erde und der Würde des Menschen treu!

Das offene Fenster

Daniel lebt in Babylon. Und Babylon steht für ein in sich geschlossenes, totalitäres System. „Jeder, der an irgendeinen Gott oder Menschen außer an dich, König, eine Bitte richtet, der soll in die Löwengrube geworfen werden“ (Dan 6,8). Vor dem König haben alle in die Knie zu gehen. Daniel tut's nicht. Da „ging er in sein Haus. In seinem Obergemach waren die Fenster nach Jerusalem hin offen. Dort kniete er dreimal am Tag nieder und richtete sein Gebet und seinen Lobpreis an seinen Gott“ (Dan 6,11).

Heute wird vieles „angebetet“: Fortschritt, neue Technologien, Macht, Leistung, Geld, Erfolg, körperliche Schönheit, Gesundheit. In all dem spiegeln wir uns selbst. Unsere Welt hat keine Fenster mehr. Wohin wir schauen, durch das Mikroskop oder durch das Fernrohr, auf den Bildschirm oder in die Bilanzen – wir begegnen schließlich nur noch uns selbst und dabei letztlich unserer tiefsitzenden Angst hinter allem. Wir sitzen wie in einem riesigen, aber geschlossenen Spiegelsaal, ohne ein Fenster zur Ewigkeit; wir spiegeln uns selbst. Aber was geschieht, wenn wir uns nur mit uns selbst begnügen und mit den Dingen der Welt? Wer nicht weiß, woher er kommt und wohin er geht, der landet sehr schnell dort, wohin er gar nicht wollte.

Wir sollten als Christen das Fenster zur Ewigkeit offenhalten. Das geht nur durch echte Begegnungen – mit Menschen und mit Gott. Stille und Gebet sind die Basis von erfülltem Leben. Das Gebet ist der Atem des Glaubens. Oft genug sind wir außer Atem. Wenn wir nicht mehr wissen, was uns atmen lässt, wenn wir das entscheidende Fenster zu Gott nicht mehr offenhalten, dann Glaube, gute Nacht! Daniel hatte das Niederknien und Beten eingeübt in guten Tagen. Nun, im Ernstfall des Lebens angesichts der tödlichen Bedrohung, findet er darin Halt und Gelassenheit, was auch den König überzeugte.

Mein Wunsch für uns alle fasst ein kurzes Gebet zusammen: „Gib, o Gott, dass wir dich mit ungeteiltem Herzen anbeten und die Menschen lieben, wie du sie liebst.“

Ergänzend zu den Ausführungen von Pater Karl Kern SJ dürfen wir an dieser Stelle auch noch einen kurzen Beitrag von Frau Dr. Andrea Pichlmeier folgen lassen, der schon die Brücke zur Osterzeit schlägt:

Der erste Tag der Woche ist, von der Kirche aus gesehen, nicht der Montag, sondern der Sonntag. Er gilt nach den sieben Tagen der Schöpfung als der „achte Tag“ und als der erste Tag einer neuen Schöpfung, die mit Jesus Christus beginnt. Und ab da wird nicht weitergezählt. Einen neunten Tag gibt es in der Perspektive des christlichen Glaubens nicht, denn mit dem Ostertag ist eine neue Schöpfung angebrochen, deren Tage nicht gezählt sind.

Es wäre schon schön, wenn wir nicht zählen müssten. Wir zählen das Geld, und wir zählen die Tage (die uns bleiben), weil wir als Christen eben doch noch, mit einem Bein gewissermaßen, in der alten Schöpfung stehen und alles ein Ende hat. „Früher lebten die Menschen 70 Jahre plus ewig“, schrieb die Soziologin Marianne Gronemeyer 1996 in einem Buch mit dem Titel „Das Leben als letzte Gelegenheit“. Untertitel: „Sicherheitsbedürfnisse und Zeitknappheit“.

Wir leben im Zeichen der Knappheit. Unsere Bedürfnisse sind in den sieben Schöpfungstagen, und das heißt: in der Welt, einfach nicht zu befriedigen. Die Welt ist endlich und wir sind es auch. Diese Einsicht bedeutet natürlich

nicht, dass wir leben müssen, als sei das Leben „die letzte Gelegenheit“, denn wenn das jeder tut, bleibt für viele nicht viel übrig. Es kann nicht jeder alles herausholen. Wir müssen haushalten.

Aber was ist dann mit dem „Leben in Fülle“, das sich jeder wünscht und das Jesus im Johannesevangelium verspricht (Joh 10,10)? Ein frommer Wunsch fürs Jenseits, dessen wir uns auch als Christen vielleicht doch nicht immer so sicher sind?

In der zentralen Geschichte (des Ostermontags) sehen sich zwei Menschen ums Leben betrogen, jedenfalls um das, worauf die gehofft hatten. Die Erzählung ist den meisten bekannt, auch wenn sie nicht in den Gottesdienst gehen. Sie handelt von zwei Jüngern, die in ein Dorf namens Emmaus unterwegs sind und Jesus begegnen, ohne ihn zu erkennen.

Ich habe in Israel gelebt und vier Dörfer kennengelernt, die das antike Emmaus gewesen sein wollen. Offenbar ist die Erfahrung der beiden Jünger aus dem 24. Kapitel des Lukasevangeliums so vertraut, dass ein Dorf dafür nicht ausreicht.

Die Erfahrung dieser Jünger besteht im Wesentlichen darin, dass sie nicht sehen. Sie sehen keinen Sinn in dem, was sie erlebt haben. Was hinter ihnen liegt, erscheint ihnen als ein einziger Verlust. Sie können auch dann noch keinen Sinn darin sehen, als ein Fremder kommt und ihnen die ganze Geschichte, ihre Geschichte, neu erzählt.

Es wird Abend, und es sieht aus, als wäre dieser erste Tag der Woche bald zu Ende. Dann werden sie eben weiterzählen, bis ihre Tage zu Ende sind. Nein, das werden sie nicht, denn vorher gibt es ein Abendessen, und der Fremde bricht das Brot, wie man es üblicherweise tat, und wie Jesus es immer getan hat, und da erkennen sie ihn: Der Fremde ist Jesus. In diesem Moment geht ihnen auf, dass es alles doch einen Sinn hatte und dass nichts von dem, was sie verloren glaubten, wirklich verloren ist.

Vielleicht ist unser Leben ja tatsächlich die „letzte Gelegenheit“. Aber nicht in dem Sinn, dass wir alles herausholen müssten, was nur geht, sondern weil jeder Moment, den wir erleben oder erleiden, einen Sinn hat und – bleibt. Mit dem zweiten Bein stehen Christen eben doch schon in der neuen Schöpfung, in der das Leben nicht in seiner Länge, sondern in seiner Tiefe und damit in der Fülle gegenwärtig ist. Das geht den Jüngern von Emmaus bei der schlichten Geste des Brotbrechens auf. Es ist die Geste und das

Erkennungsmerkmal Jesu bis heute. Wer am Sonntag in den Gottesdienst geht, empfängt das Brot aus den Händen dessen, der ganz im Leben angekommen ist. Und da möchten wir ja alle hin.

(Dr. Andrea Pichlmeier, Leiterin Referat Bibelpastoral und Studienleiterin von "Theologie im Fernkurs" in der Diözese Passau.)

aus unserer Chronik:

Am **24. November** fand die jährliche Mitgliederversammlung der Arbeitsgemeinschaft der Orden im Bistum Passau statt. Dazu stand erneut der Festsaal des Parkwohnstiftes zur Verfügung – sehr praktisch für uns! Mutter Bernarda und Schwester Teresa als Deputierte vertraten unsere Gemeinschaft. Bischof Stephan und Generalvikar Ederer waren der Einladung des Vorstandes gefolgt und nahmen sich den ganzen Nachmittag Zeit, was von den Anwesenden geschätzt wurde. Auch hatten wir die Freude, zwei „neue Gesichter“ in der Runde begrüßen zu können: Eine Vertreterin der ‘Ancillae Domini‘ aus Altötting und eine Vertreterin des ‘Institut Notre Dame de Vie‘ aus Passau.

Nach der erfolgreichen Premiere im vergangenen Jahr, richtete das Parkwohnstift auch in diesem wieder zwei Tage „Winterzauber“ aus (am **25. und 26.11.**). Zahlreiche kleine Buden im geschmückten und illuminierten Innenhof wurden von Bewohnern und Gästen aufgesucht. Auch wir Schwestern hatten unsere Freude an einem kleinen Rundgang mit vielen netten Begegnungen.

Am Vorabend des **1. Advent** gab uns Mutter Bernarda als neues Jahreswort mit auf den Weg: „Siehe, ich bin bei euch, alle Tage bis an der Welt Ende“ (Mt 28,20). Dies ist der letzte Vers des Matthäus-Evangeliums und uns besonders nahe, weil er in die Stirnseite unseres Hochaltars eingraviert ist.

Unsere Gratulation zu Mutter Bernardas Weihetag (**13.12.**) nahm das Jubiläum '800 Jahre Greccio' in den Blick. Die schlichte Weihnachtsfeier von 1223 ging in die Geschichte ein, weil Franz von Assisi die Heilige Nacht dort nicht in einer Kirche feierte, sondern mitten in der Lebenswelt der Bauernfamilien, mit lebendigen Tieren, draußen unter den Sternen, auf einer Felsterrasse im Bergwald, mit weitem Blick in die Welt – und mit einer leeren Futterkrippe voller Stroh. Sie wurde flankiert von Ochs und Esel, genau so, wie es im Buch Jesaja (1,3) heißt: „*Der Ochse kennt seinen Besitzer / und der Esel die Krippe seines Herrn; Israel aber hat keine Erkenntnis, / mein Volk hat keine Einsicht*“.

Am **1. Januar 2024** wurde unsere Oblatin Frau Marianne Gerold von Gott heimgerufen. Sie stand im 97. Lebensjahr und lebte zuletzt in einem Seniorenheim in München, wo Schwester Veronika und Pater Augustinus sie noch im November hatten besuchen können. Die Krankensalbung und die Heilige Kommunion, die unser Spiritual ihr spendete, vollzog sie mit großer Andacht mit und war sehr dankbar dafür. Durch die Teilnahme an einem Meditationskurs im Jahr 1988 war Frau Gerold mit uns in Kontakt gekommen. Im September 1995 schloss sie sich der Abtei enger an und wurde Oblatin. Dazu erwählte sie die heilige Anastasia als ganz persönliche Begleiterin und Patronin ihres Weges der Nachfolge.

Am Hochfest der Erscheinung des Herrn (**6.1.**) musste Schwester Bonaventura wegen akuter Beschwerden ins Krankenhaus. Dort wurde sie eingehend untersucht und mit einem optimierten Medikamentenplan fünf Tage später wieder entlassen. Wir sind froh, sie wieder bei uns zu haben – und ihr ist die gewohnte Umgebung natürlich auch das Liebste.

Schwester Veronika und Pater Augustinus nahmen am **12.1.** an einer ganztägigen Vorstands-Sitzung der Arbeitsgemeinschaft der Orden im Bistum Passau (AGOP) im Kloster Neustift teil.

*Liebe Angehörige, liebe Vereinsmitglieder, Wohltäterinnen und Freunde unserer Abtei, liebe Schwestern und Brüder,
noch ist das Neue Jahr frisch, auch wenn es schon wieder 2 Monate alt ist.
Wir haben es begonnen mit mehr oder weniger großen Erwartungen. Viele*

haben sich Vorsätze gemacht, auch jetzt zu Beginn der Fastenzeit. Unser Leben bewegt sich zwischen dem „Schon“ und „Noch nicht“. Eine Brücke verbindet diese beiden Pole. Wenn wir ganz bewusst über eine Brücke gehen, spüren wir das. Wie überhaupt im Leben können wir nicht stehen bleiben, auch wenn es noch so schön ist. Wir müssen weitergehen, dass das „Noch nicht“ Wirklichkeit werden kann.

Die Menschwerdung ist eine Brücke zu den Menschen und zugleich Auftrag an uns, ebenfalls Brücken zu bauen. Wir brauchen einander, um Brücken zu bauen aus der Dunkelheit ans Licht. Jesus selbst ist der Brückenbauer aus dem Dunkel zum Licht, aus der Verzweiflung zur Hoffnung. Er will, dass auch wir Brücken bauen in unseren Familien, unserem Freundeskreis, da, wo wir arbeiten. Dieser Auftrag Jesu an uns, dass wir Brücken bauen zueinander, dass wir selbst Brücken sind, ist eine Aufgabe nicht nur zur Fastenzeit.

„Herr, angesichts so vieler Gräben in der Welt, lass uns zu Brückenbauern werden, die Trennendes verbinden wollen und Schritte der Versöhnung tun.“ (P. Manfred Krause SVD)

Ihnen allen eine gesegnete Fastenzeit und ein herzliches Vergelt's Gott für alles Beten und alle Treue gegenüber unserer Gemeinschaft.

Mit herzlichen Grüßen,

Ihre

M. Bernarda Schmitt OSB

(Äbtissin)

IMPRESSUM

„St. Gertrudisbote“ – Organ des Herz-Jesu-Hilfsvereins e.V.

Erscheinungsweise: vierteljährlich

Bezugspreis jährlich: € 12,-

(Bei Vereinsmitgliedern ist der Bezugspreis durch den Jahresbeitrag gedeckt.)

Bankverbindung: Postbank München

IBAN: DE64 7001 0080 0011 3458 09

BIC: PBNKDEFF

Konto-Inh.: Ben.-Abtei St. Gertrud

Verwendungszweck: HJH

Telefon: 08534/9690-124

Telefax: 08534/9690-125

E-Mail: verein@kloster-tettenweis.de

www.sankt-gertrud.de